

Für unsere deutschen Landwirthe!

Vor kurzem erschien:

Moostorf,

seine Gewinnung und Bedeutung für die Landwirthschaft
und die Städtereinigung.

Von **Hans Schreiber**,
Leiter der landwirthschaftlichen Winterschule in Staab.

Zweite verbesserte Auflage

des Vortrages Nr. 179 und 180.

Preis 35 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereines 20 kr. ö. W.

Sachten erschien:

Leitfaden für Schweinezüchter.

Im Einvernehmen mit der Deutschen Section des Landesкултурrathes
für das Königreich Böhmen

bearbeitet von

Josef Wozak,

Landw. Wanderlehrer der Deutschen Section des Landesкултурrathes für Böhmen.

Preis 35 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereines 20 kr. ö. W.

Von Mitgliedern*) des Vereines zu beziehen durch die Geschäftsleitung
(Weinberge, Haleksgasse 48), von Nichtmitgliedern durch Fr. Hürpfers Buchhandlung
(R. Schoeßl), Prag, Ferdinandstraße.

*) Satzungen:

§. 4. Die Mitglieder des Vereines sind: a) stiftende, b) ordentliche.

§. 5. Jedes ordentliche Mitglied hat einen Jahresbeitrag von mindestens
1 fl. zu entrichten. Das Vereinsjahr beginnt mit 1. Januar und endet mit letztem
December.

Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen
Beitrag von mindestens 25 fl. leistet.

Die Mitglieder des Vereines erhalten je ein Exemplar der alljährlich erschei-
nenden Nummern der Sammlung gemeinnütziger Vorträge (10-12 per Jahr)
unentgeltlich und die sonstigen Publicationen zu den Selbstkostenpreisen.

November-December 1899. Nr. 254-255.

Sammlung Gemeinnütziger Vorträge.

Herausgegeben vom

Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger
Kenntnisse in Prag.

Moderne Lyrik.

Von

Friedrich Adler.

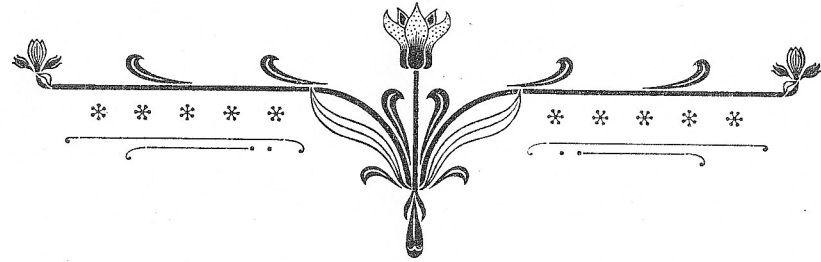
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck nicht gestattet.

Preis 15 kr. — (Für Mitglieder pro 1899 je 1 Exemplar unentgeltlich.)

Verlag des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag
(Weinberge, Haleksgasse 48).

Commissionsverlag: Fr. Hürpfers Buch-, Kunsthandlung und Antiquariat (R. Schoeßl,
Prag, Ferdinandstraße).

K. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.



Moderne Lyrik.

Von Friedrich Adler.

Es gibt eine moderne Lyrik, aber die Lyrik ist nicht modern. Das Zeitalter, welches behauptet, keine Zeit zu haben, liest noch immer mehrbändige Romane, aber keine Gedichte. Man spricht in gebildeter Gesellschaft von allem und jedem, aber gewiß nicht von der Lyrik. Die Zeitungen, welche das ganze geistige Leben der Nation umspannen und die Ergebnisse den weiteren Kreisen mittheilen, sind durch den stürmischen Zug zur Actualität gedrängt, ein Gleiches zu thun wie das Publicum und das unbeliebte Thema möglichst wenig zu berühren. Man könnte die Lyrik das Aschenbrödel unserer Tage nennen, aber das Bild trifft nicht zu, denn dem armen Kinde im Märchen wurde doch wenigstens der Platz am Herde gegönnt. Das geringe Interesse, das für lyrische Gedichte vorhanden ist, findet sich noch bei der Jugend, aber ein ernster Mann scheint es als weiblich abzulehnen, sich dem Eindrücke von Versen hinzugeben. Die Schilderung der Theilnahmslosigkeit könnte noch viel schwärzer sein, ohne zu übertreiben. Freilich hat schon Platen in seinem „Loz des Lyrikers“ geklagt: „Es flötet oft tauberem Ohr der hohe lyrische Dichter“ — Was würde er erst heute für düstere Töne anschlagen müssen?

Was mag nun die Ursache dieser Vernachlässigung sein und ist diese Ursache eine berechnigte?

Darüber ließe sich viel sagen, aber es würde zu weit führen. Sehr erschwert ist das Durchdringen lyrischer Dichtungen durch die ungeheure Zunahme der Production, welche eine Uebersicht geradezu unmöglich macht. Aber bei einigem guten Willen des Publicums und der Presse könnte diesen Schäden begegnet werden. Der wichtigste Grund liegt in dem Mangel an Sammlung, der sich heute der Kunst gegenüber allgemein geltend macht. Wenn schon bei theatralischen Werken, die stark auf die Sinne wirken, das Publicum meist ablehnt, ernstere Anregungen entgegen zu nehmen, so ist diese Ablehnung um so

entschiedener dort, wo, wie in der lyrischen Dichtung, das Kunstwerk die vollständige Hingabe an die zartesten Äußerungen der Empfindung fordert

Die Dichter selbst haben sich durch dieses Verhalten des Publicums von der Schätzung der Lyrik nicht abbringen lassen. Friedrich Hebbel, der seine Hauptthätigkeit auf das dramatische Gebiet verlegt hat, erklärt dennoch: „Die Lyrik ist das Elementarische der Poesie, die unmittelbarste Vermittlung zwischen Subject und Object . . . die lyrische Poesie soll das Menschenherz seiner schönsten, edelsten und erhebendsten Gefühle theilhaftig machen.“ Bei Gelegenheit einer Besprechung von Gedichten erklärt er die Lyrik als das Element der Poesie, um das alle Formen sich streiten. Ferdinand von Saar hat in einem herrlichen Hymnus die Lyrik als den Höhepunkt der poetischen Production gefeiert und der Ausspruch Spielhagens ist bekannt, daß derjenige kein Dichter ist, der nicht ein gutes Gedicht geschrieben hat, gewiß sehr auffällig bei dem Romancier, der in der breitangelegten Epik seine größten Erfolge errungen hat.

In der That ist die Lyrik diejenige Poesie, die von allen sinnlichen Beigaben am freiesten geblieben ist, die unmittelbar die Persönlichkeit des Dichters mit der Persönlichkeit des Lesers in den intimsten Contact setzt und in ihrer unendlich reichen, allen Gefühlen und Gedanken sich am innigsten anschmiegenden Form das Höchste und das Tieftste auszusprechen vermag. Die Lyrik steht in dieser Richtung der reinen Melodie am nächsten und fügt zu dem Reiz der unmittelbaren Wirkung noch den Zauber des Wohlklanges. Um der Lyrik gerecht zu werden, muß man sich vergegenwärtigen, daß alle Dichtungsarten im Grunde genommen nur auf das hinstreben, was die Lyrik in ihrem klaren und lichten Gefäße darbietet. Zweck aller Dichtung ist die Erregung des Gefühls, und während in einem Roman oder in einem Drama die Stimmung durch einen großen Apparat in einzelnen Scenen erreicht wird, bietet das Gedicht das Gefühl selbst in aller seiner Reinheit. Es ist ein Vortheil der dramatischen und erzählenden Dichtung, daß sie neben der Erweckung des Gefühls auch die breite Beschäftigung der Phantasie mit sich bringen und den Leser und Hörer aus sich heraus in bunte Geschehnisse hinauslocken. Aber derjenige, der nicht Unterhaltung allein, sondern die Weihe seines innersten Herzens von der Dichtung verlangt, wird sie in der herrlichsten Wirkung doch nur in der Lyrik finden. So gilt auch heute für Dichter und Leser die Mahnung des elsässischen Dichters Adolf Stöber:

„Willst Du dichten — sammle Dich,
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß Dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß Du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.“

Willst Du lesen ein Gedicht —
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß vor Deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick Dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.“

So blüht trotz Ungunst der Zeit bei allen Nationen die Lyrik, und ihre Blüthen sind so reich, wie die, welche die Erde hervorbringt. Die Dichter schreiben, wie es in der Natur jeder künstlerischen Arbeit liegt, nicht für die Welt, sie schreiben, weil ihnen die Gabe verliehen ist, alles Drängen und Sehnen ihres Selbst im Gedichte künstlerisch abzutönen und auszusprechen, und kein Dichter mag so empfinden, wie der Lyriker, was Goethe in den Worten sagt: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“

Ehe ich nun zur Betrachtung der modernen Lyrik unserer Zeit, so weit sie sich bei den Culturnationen in den hervorragendsten Erscheinungen kundgibt, übergehe, sei vorausgeschickt, daß ich unter „moderne“ nicht etwa die erst in der allerletzten Zeit aufgetretenen Dichter, sondern diejenigen verstehe, welche den Inhalt unserer gegenwärtigen Zeit in ihren Gedanken und Gefühlen wiedergeben. Dafür kann das Alter der Dichter nicht maßgebend sein, sondern nur die Geltung. Ich bin mir wohl bewußt, daß der ungeheuerere Stoff in dem mir gebotenen Rahmen eines Vortrages nicht zu bewältigen ist.

Es soll nun, ehe ich die wichtigsten Vertreter der modernen Lyrik bei den verschiedenen Nationen nenne, der Versuch gemacht werden, den Gedanken- und Gefühlsinhalt zu kennzeichnen, der sich als der wesentliche in der modernen Lyrik hervorbringt und dieser Lyrik den Charakter der Gegenwart verleiht. Selbstverständlich kann dieser Versuch nicht ein derartiger sein, daß er alle Erscheinungen umfaßt oder die tausendfältigen Abweichungen berücksichtigt.

Jede echte Dichtung muß das Gepräge ihrer Zeit tragen und so ist auch die moderne Lyrik der Ausdruck der Zeit, in welcher die wissenschaftliche Forschung die Weltanschauung auf neue Grundlagen gestellt hat, die ungeheueren technischen Fortschritte die Beziehungen zu den Völkern ins Ungeahnte vermehren und in welcher einerseits das Streben des Individuums vorherrscht, sich mit allen Kräften ganz auszuleben, andererseits ein erhöhtes Verstandniß für das Bedürfniß der Gesamtheit durchbricht.

Der Schmerz, den das alte Chorlied von Sophokles ausdrückt: „Nichtgeborensein wäre das beste Schicksal“, das allen Zeiten gemeinsam ist und bleiben wird, hallt in unserer Zeit mit einer die Seele bedrückenden Macht wider. Die tief eindringende Erkenntniß in die Vorgänge der Natur, der Einblick in den Kampf ums Dasein, der das Bestehen des einen Wesens an den Untergang des anderen knüpft, die Erkenntniß, daß alles Ringen und Mühen des einzelnen Menschen mit

dem Tode ein unbedingtes Ende findet, tönt in wehevoller, tief erschütterndem Chöre durch die Lyrik unserer Tage. Aber der Pessimismus ist heute nicht jenes kokette Spielchen mit dem Schmerze, welches wir als Weltfchmerz bezeichnen, auch nicht jenes dumpfe Hineinbrüten in eine trostlose Stimmung, sondern der Pessimismus von heute sieht mit dem klaren Auge des Wissens in die Trauer der Welt hinein und findet für sie die einfachsten und wahrsten Töne, die in ihrer Schmucklosigkeit und Ungefuchtheit das Herz am tiefsten bewegen. Dieser Pessimismus ist dadurch am schärfsten von dem früherer Tage abgehoben, daß er beinahe durchaus der Tröstung durch die religiöse Lehre entbehrt und all das Aufrichten und Erheben nicht kennt, das eine frömmere Zeit in dem Glauben an Gott gesucht und gefunden hat.

Aber so wie sich der Mensch vor Gott gebeugt hat, so hat der moderne Mensch und sein Sprecher, der Dichter, gelernt, die strenge unerbittliche Notwendigkeit, die in den Naturgesetzen ohne Rücksicht auf das Menschenherz waltet, mit eben derselben Ehrfurcht anzuerkennen.

Bezeichnend ist in dieser Richtung die Stellung der Dichter zu dem düstersten Mysterium, zum Tode. Dem ganzen schweren Schatten, den der Tod auf alles Leben und Streben legt, hat kaum ein Dichter in so tief ergreifender Weise das Wort geliehen, als Dramor. Der Dichter, mit seinem wirklichen Namen Ferdinand von Schmid, hat in seinem „Requiem“ den Tod mit all seinem Grauen in der Erhabenheit eines antiken Chores dargestellt. Ihm steht nur das Vergehen vor Augen und alle Versuche, einen Gedanken des Lichts zum Durchbruch kommen zu lassen, scheitern an dem unabwendbaren Bilde der Vernichtung. Ganz anders stellt sich Arthur Fitger zum Tode. Von dem „Kampf ums Dasein“ ausgehend, feiert er den Würger, ob er in der Schlacht oder durch die Pest tödtet, als „Ordner des Alls“, der Raum schaffen muß dem neuen Triebe. Und während Fitger sich dem Geschehniß beugt, preist ein Gedicht von Alfred Klaar den Tod: „Der Tod ist Liebe und er lehrt uns lieben“, weil durch die Schranke, die der Tod dem Leben zieht, wir erst recht lernen, das Leben zu schätzen.

Das Gedicht Fitgers, eine der mächtigsten Dichtungen der deutschen Literatur, lautet:

Der Tod.

Unter den Freunden der erdumwohnenden
Menschen vor allen preis' ich den Tod.
Ob Dionysos, ob Gros dem frohnenden
Sammergeschlechte mit köstlich belohnenden
Stunden versüße die Jahre der Noth,
Ob in dem Boot
Seligen Traums die betrogenen Geister
Schaufeln von Eiland zu Eilanden fort —
Schlaf ist Geselle — Tod aber, der Meister
Führt uns zum Port.

Dem die Erde ward kärglich und enge;
Doch der Gebornen unendliche Zahl
Häuft, überhäuft sich in schrecklicher Menge,
Schwillt, überschwillt sich in wildem Gedränge
Und begehrt von der Mutter das Mahl.
Hungernder Qual
Langsam erliegen, die von den Brüsten,
Von den ernährenden Quellen der Reid
Stärkerer Brüder vertrieb, und in Wüsten
Würgt sie das Leid.

So aus des Eichwalds sumpfiger Lache
Drängt sich das gierige Rudel heran,
Schlürfend und schluckend, der säugenden Bache
Vorstiger Wurf — da fährt auf das Schwache
Wüthend das Starke mit hauendem Zahn,
Reidisch die Bahn
Ihm zum ernährenden Euter zu wehren —
Rings um die Mutter Geschrei und Gestampf;
Aber gelassen schaut sie den schweren,
Blutigen Kampf.

Freundlicher Tod, das tobende Streiten
Stillst Du, den bruderbekämpfenden Zwist;
Magst auf des Meersturms Schwingen Du reiten,
Seuchen und Fieber schleichend begleiten,
Lauern im Netze verderblicher List,
Nächtlicher Frist
Zucken den Dolch — wie Furienbrände
Schreckt Dein Name erschütternden Schalls,
Ich aber seh Deine segnenden Hände,
Ordner des Alls.

Schauernd verehr ich Dich, menschenverderbende,
Wandernde, bogenbewaffnete Pest,
Wenn über heulende Länder und sterbende
Städte der Scheiterhaufen verbende
Fahne des Rauches Du wehen läßt.
Siehe! schon preßt
Sich in dem stygischen Rahn das Gedränge,
Scharen auf Scharen — er faffet sie kaum —
Und in des Volkes drückender Enge
Schufest Du Raum.

Aber auch Dich lobpreis' ich vor Allen,
Krieg! Du gewaltiger Schwinger des Schwerts,
Läßest den Donner der Stimme schallen —
Siehe, da liegen die Helden gefallen,

Hingestreckt von dem mordenden Erz;
 Gestern von Scherz
 Sprühte die Lippe, von festlichen Siegen
 Träumte des Auges begeisterte Glut —
 Heut um die Wunde drängt sich der Fliegen
 Bläuliche Brut.

Freundlicher Tod, Du heilsam geschäftiger
 Gärtner, beschneidend ums üppige Beet
 Wandelst Du ewig und tilgst, was in heftiger
 Wucherung aufschloß, daß voller und kräftiger
 Blühe das Eine, wenn Andres vergeht.
 Nimmer gefleht
 Hab ich um Schonung für mich und mit Wonne
 Steig ich hinab in Nides Nacht,
 Wenn meinen Brüdern mein Scheiden die Sonne
 Lieblicher macht.

Aber aus allen düstern Empfindungen, welche die Betrachtung des Menschenschicksals hervorrufte, ist in der modernen Lyrik eine Blüthe emporgediehen, welche die herrlichste Blume der menschlichen Empfindung ist, und keine Zeit hat in tiefster Seele sie so gehegt und gepflegt, wie die Poesie der jetzigen Zeit, das Mitleid. In zahllosen Gedichten, weid und erhaben, wird diesem Gefühle des Mitleids Ausdruck gegeben und dem Mitleid nicht nur mit dem Menschen, sondern mit jedem leidenden Wesen, ein Mitleid, das mit seinem Balsam überall dort gegenwärtig sein möchte, wo ein Lebendiges bebt und zittert, ein Mitleid, das keine Schranke kennt, die Geschichte und Sitten aufrichten, ein Mitleid, welches die innigsten und süßesten Worte findet, um dem Leid der anderen jene Nahrung zu bieten, die der Menschenseele am wohlsten thut. Dieses Mitleid, das mit allen, selbst den Schuldigen fühlt, singt z. B. Adam Asnyk, der bedeutendste polnische Lyriker:

Der Schmerz entschlief.*)

Der Schmerz entschlief, gleich dem Kinde,
 Das müde geworden vom Schrein,
 Die Thränen nur fließen lüde
 In den Kelch meiner Seele hinein.

Und Qualen und Sorgen und Schmerzen
 Verschloß ich in mir wie ein Grab —
 Nun ruht beisammen im Herzen,
 Verschweigt, was gelitten ich hab!

*) Die Uebersetzungen, bei denen kein anderer Name genannt ist, rühren vom Verfasser her.

Doch jetzt zieht fremdes Klagen
 In's Herz mir, thränengeweiht,
 Und bitt're Gefühle nagen
 In mir um — anderer Leid.

Der Seufzer, im Dunkel verklingend,
 Der klägliche Kampf um's Brod,
 Sie nahen pochend und dringend
 Und wecken mir neue Noth.

Doch sie nicht will ich beklagen,
 Die leiden, von Schuld nicht gedrückt:
 Wie kühne Ritter tragen
 Den Schmerz sie und sind beglückt.

Wie arg das Geschick sie mag kneten,
 Und lasten das Unglück schwer —
 Zu ihnen darf Mitleid treten
 Und Friede ist um sie her.

Ich klage um sie, die Verschulden
 Stumm, thränenlos tragen mit sich,
 Die um eigenen Irrthum dulden,
 Im Herzen der Schlange Stich.

Um ihr Verhängniß seuchten
 Sich meine Augen zumal —
 In ihr Grauen fällt kein Leuchten
 Kein Trost in ihre Dual.

Der Ton des Mitleids ist es, der in dem herrlichen Gedichte von Mario Rapisardi zittert:

Bei der Durchfahrt des Kaisers.*)

Sie mögen einen schlechten Philosophen
 Mich schelten, sei's! Ich denk mit meinem Kopfe
 Und was ich denk, sag ich in klaren Worten.
 Ich bin kein Demagog. Vor Zeiten haßt' ich
 Böbel, Priester und Könige, die oft
 Feiger und hinterlist'ger als der Böbel,
 Jetzt haß ich niemand mehr, und da mich lehrte
 Der Weiseste der Menschen, allezeit
 Mitleid zu üben, niemals zu bewundern,
 Lob' ich die Güte mehr als alles, und
 Wenn Schmerz sie geißelt, blutet mir das Herz.

*) Uebersetzung von Paul Heyse. Der Kaiser ist Friedrich III.

Reid ist ein rauher Lehrer stets, doch manchmal
 Ein weit vorschauender, und wie der Tod
 Macht Schmerz die Menschen gleich. Sahst du ihn auch,
 Den kranken Kaiser? Als die Botschaft kam
 Von seinem Mahen, da ergoß das Dorf
 Sich in die Stadt, durch die er kommen sollte,
 Ich mit den andern. Kein gemeiner Trieb,
 Den neuen Herrn zu feiern, noch die schändliche
 Reugier, zu schau'n in sein entstelltes Antlitz,
 Zog mich entgegen ihm, vielmehr ein dunkles
 Gefühl — wie soll ich's nennen — das vielleicht
 Nicht allzufern vom reinsten Mitleid war.
 Dem Syndaco schloß ich mich an. Er sollt' ihn
 Begrüßen. Und der arme Mann, beim bloßen
 Gedanken: er, wirklich er selber sollte
 Vor solchen großen Herrscher treten, schwitzte
 Blut, wie einst Christus in Gethsemane.
 Nicht unnütz war ich ihm. Mit eh'ner Brust
 Theilt ich das Volk, und zwischen Liedern und
 Hochrufen, die des Himmels Ohr betäubten,
 Dicht zu des Kaisers Wagen drangen wir.

Soldatisch grad sich haltend stand der Kaiser
 Am Wagen Schlag. Er war im Angesicht
 Nicht bleich, nein, aschenfarb. Wie eine scharfe
 Bleierne Klinge spitzte sich die Nase,
 Der Bart, der ehemals so weich gewallt,
 Umstarrt ihn jetzt so borstig, wie die Wurzeln
 Erstorb'ner Pflanzen und wie Kohlen zwischen
 Den Aschenhäufchen einer Wärmepfanne
 Glühten die Augen ihm. Unstet und langsam
 Schweifte sein Blick umher, als ob das Volk
 Und rings die Welt schon völlig fremd ihm wäre.

So sah ich einen Unglücklichen einst
 Aus schwarzem Bahrtuch in der Kirche sich
 Aufrichten, den ein eil'ger Erbe vor
 Dem letzten Stündlein hatte Gott geweiht,
 Sich zwischen Kerzendampf und Todtengräbern
 Gläsernen Blickes, unverständ'ne Worte
 Ihn stammeln vor sich hin. Voll Graun entwich
 Die Menge, mit Geheul sich stauend an
 Der allzuengen Pforte. Auch der Priester
 Wandte den Rücken dem Altar, gar seltsam
 Die Arme werfend. Doch der Auferstand'ne
 Sant off'nen Mund's zurück und war's zufrieden,
 Schien mir, zur ew'gen Ruh zurückzukehren.
 Vollkommen ähnlich dem erschien mir jetzt
 Der unglückliche Kaiser, der so prunkvoll,

So rings umjubelt (er, der schon dem Vater
 Mit einem Fuße fast in's Grab gefolgt)
 Dahin zog, um Europas mächtigsten
 Thron zu besteigen.

Einmal nur durchzuckt's ihn,
 Als aus der Menge wiederholt der Name
 Sadowa klang. Erstaunt ließ er den Blick
 Im Kreise gehn, wie um sich selbst zu suchen,
 Und langsam an die Mütze greifend lächelt'
 Er vor sich hin — ein unbeschreiblich Lächeln.

Ich trennte von der Menge mich und schlug
 Den Weg zum stillen Dorfe wieder ein.
 Frisch hauchte der April. Am buschigen Felsen
 Verglühte rosenfarb das letzte Licht,
 Und wie die Klinge der geschliff'nen Sichel
 Glänzte der Neumond aus dem klaren Blau,
 Unsicher um mich her im stillen Schatten
 Verschwammen alle Formen. Alles tauchte
 In unermessenes Schweigen ein. Die Seele
 Schweifte auf irren Pfaden, während fern
 Der brausenden Locomotive Schrei
 Wie Klageruf hinaus klang in die Lüfte.

Entsprechend diesem Gefühle des Mitleids hat unsere Dichtung
 auch das tiefste Verständniß für den Kampf um's Brot und für das
 sociale Elend. Alle socialen Richtungen bis zur Anarchie haben ihre
 Sprecher. Ueberall fühlt sich die lyrische Dichtung als Anwalt der
 arbeitenden Classe und des Volkes, welches in den traurigen Nieder-
 rungen des Lebens um das Leben ringt. Aber andererseits regt sich
 auch der frische energische Muth, mit der Noth des Lebens zu kämpfen
 und ihr zu trotzen, und kaum einer hat dieser Entschlossenheit so frischen
 und frohen Ausdruck verliehen als die jüngste Dichterin Italiens Ada
 Negri:

Guten Morgen, Noth!

Wer klopft an meine Thüre?
 Ei guten Morgen, Noth! Machst mich nicht bangen.
 Wenn eiskalt gleich ich spüre
 Dein Kommen, weiß ich fest dich zu empfangen.
 Vermorcht Gespenst mit schlotterndem Gebein —
 Sieh her, ich lache dein!

Noch nicht genug getroffen
 Erschein' ich dir — nun wohl, du Höllengrauen,
 Zerplücke all mein Hoffen,
 Zerreiß den Busen mir mit deinen Klauen,
 Setz dich an's Bett, darauf mir Schmerzbesiegt
 Die Mutter sterbend liegt.

Du drohst noch? Weich zur Seite —
 Mein ist die Jugend noch und mein das Leben,
 In diesem schweren Streite
 Will ich und werd' ich nimmer mich ergeben:
 Mit Leid und mit Verlust ringt noch voll Blut
 Mein zwanzigjährig Blut!

Du kannst mir doch nicht nehmen
 Die göttliche Gewalt im Herzen drinnen,
 Den hohen Flug nicht lähmen,
 Der ungestümen Drangs mich trägt von hinnen —
 Umsonst, du Unhold, der mir schreckvoll naht,
 Ich schreite meinen Pfad.

Sieh unten reich gewoben
 Die Rosen glüh'n, die Sonnenstrahlen schillern,
 Horch, an dem Himmel droben
 Die hellgestimmten Lerchen lustig trillern —
 Voll Glauben und Begeist' rung, welch ein Tag,
 Welch froher Flügelschlag!

Blutlose, die ihr Hader
 Verbirgt in der Kapuze, schwarz und schmutzig:
 Blut fließt mir in den Adern,
 Blut aus dem Volk, das feurig ist und trutzig,
 Und Leid und Weh tret' ich in Staub voll Ruh'
 Und schreit' der Zukunft zu.

Die Arbeit ist mein Streben,
 Die göttliche, die milde alles leitet —
 Ich will der Träume Weben,
 Die ew'ge Jugend, welche Kunst bereitet,
 Will lächelnd Blau, will Duft, der hold umflieht,
 Will Sterne, Küsse, Licht.

Du Hege, zieh nur weiter!
 Vergeh' so, wie die Schatten vor der Sonne —
 Die Welt ist fest und heiter,
 Die Weichen lächeln in des Lenzes Wonne —
 Und ich, die trotzig deinem Netz entflieht,
 Sing' hell des Lebens Lied!

Die Pflicht des Besitzes wird mit ernster Mahnung ausgesprochen;
 ein Beispiel dafür Ferdinand von Saar's:

Beati possidentes:

Glücklich seid ihr, ihr Reichen!
 Nicht, daß des Armen begnügtes Herz
 Nach eurem Golde verlangt,
 Oder daß er thöricht wähnt,

Erlassen sei euch des Leidens Zoll,
 Der auferlegt allen Athmenden.
 Nein! Er weiß vielmehr,
 Daß der Schmerz auch in Palästen wohnt,
 Verzweiflung in stolzen Karossen fährt,
 Und eurer Frau'n Diamantenpracht
 Meist nur an erstarrte Thränen mahnt,
 Die im Verborg'nen sie weinen —!
 Er weiß es und hat für euch
 Weit eher den Seufzer des Mitleids,
 Als das bittere Wort des Meides.

Eines aber habt ihr voraus —
 Und danken sollt ihr dafür
 In schöner Demuth den Göttern!
 Frei bewahren könnt ihr euch
 Von allem, was den Menschen entweicht;
 Denn niemals seid ihr hingestellt
 Auf den schmalen Klippenrand der Noth,
 Der lauterstes Wollen
 Von unwürdigem Handeln trennt,
 Und jene Sorge kennt ihr nicht,
 Die mit heimtückischem Rattenzahn
 An der Seele frißt,
 Erhabenen Sinn an Gemeines fettet
 Und ein großes Herz
 Niederzwingt in den Sumpf der Duldung,
 Bis es nach langem Kampf
 An sich selbst verzweifelt,
 Schuldig wird — und versinkt.

Euch selber treu bleiben könnt ihr,
 Wenn ihr nur wollt —
 Und nichts verhindert euch
 Edel zu sein und gut.
 Glücklich seid ihr, ihr Reichen!

Mit dem bereits gekennzeichneten Bewußtsein, daß eine überirdische Hilfe in das Menschenleben nicht eingreift, hat der moderne Mensch das eine Streben in sich ausgebildet, das Leben nach allen Richtungen auszugestalten, seine Individualität zum Ausreifen zu bringen und vor allem auf der Erde heimisch zu werden. Diesem Drange nach dem vollen Genuße des Lebens hat der Dichter der modernen Zeit in den glühendsten und männlichsten Tönen Ausdruck gegeben und der Chor aller Stimmen vereinigt sich in dem Entschluß, die Spanne, welche das Schicksal gönnt, durch und durch auszulieben. Mit leidenschaftlicher Begeisterung preißt Carducci den Satan als das treibende Element der Welt und wehrt sich, ein Heide vom Kopf bis zur Zehe, gegen die Religion, welche das Entsagen lehrt. Und weil die

harmonische Ausgestaltung des Lebens im alten Hellas am schönsten gelangt, drängt die Phantasie der Dichter zurück in jene Zeit, in welcher der volle Strom des Lebens ungehemmt durch die Herzen ging. Die Seh'nacht nach Griechenland klingt aus den Gedichten von Carducci, Kapistradi, Leconte de Lisle, Adam Asnyk und anderen, wie der Traum von einer besseren Welt siegreich hindurch. So baut sich in Carducci's „Phantasie“ die Pracht des alten Hellas auf.

Phantasie.

Du sprichst: und langsam gibt an den weichen Hauch
Sich hin die Seele und überläßt sich ganz
Den Schmeichelwogen Deiner Rede,
Die sie an fernes Gestad' entführen.

Aus der verdross'nen Sonne des Westens fährt
Sie lächelnd fort in leuchtende Einjamkeit,
Im Aether lichte Vögel schweben
Und es begrüßen sie blühnde Inseln.

Und Tempel leuchten auf den erhab'nen Höh'n,
Im Abendroth glänzt parische Keinheit auf,
Cyressen beben an dem Strande,
Und es erduften die dichten Myrthen.

Und durch die Salzlust schwebt sie, den Duft entlang,
Mischt in des Schiffsvolks hallendes Singen sich,
Indes im Angesicht des Hafens
Ruhig die röhlichen Segel ein Boot streicht.

Und Mädchen seh' ich von der Akropolis
Herniedergeh'n, in weißes Gewand gehüllt,
Das Haupt bekränzt, den Lorbeer haltend,
Strecken die Arme sie aus und singen.

Die Lanze stößt in heimischen Sand und springt
Aus Land ein Mann in schimmernder Kriegerwehr:
Rehrt aus dem Kampf vielleicht Akaios
Froh zu den lesbischen Jungfrau wieder?

Die deutschen Dichter suchen diesen Traum in der alten Götterzeit, die in ihrer Erhabenheit namentlich durch Richard Wagner wieder lebendig geworden ist. Aber sowie die Dichter von außen Bilder suchen, welche das nüchterne Leben durchleuchten sollen, so haben die Dichter unserer Tage andererseits gelernt, das Leben, das sie umgibt, mit dem goldenen Glanze der Poesie zu umhüllen. Heute ist alles poetisch. Die

Angstlichkeit, welche noch vor wenigen Jahrzehnten in Bezug auf das Herrschte, was in der Poesie behandelt werden kann, hat einer Kühnheit ohne gleichen Platz gemacht. Es gibt durchaus nichts, was nicht, von dem richtigen Künstler gesehen, lyrisch behandelt werden kann. In dieser Beziehung hat die Lyrik von dem modernen Realismus gewonnen. Die Realistik in der Lyrik besteht darin, daß die größte Einfachheit des Ausdrucks angestrebt wird, daß die Schlichtheit der Empfindung über alles gesetzt und vor allem das umgebende Leben zum Gegenstande dichterischer Behandlung gemacht wird. Einige Ausschreitungen nach dieser Richtung in das Grisettenthum sollen nicht zu schwer genommen werden. Das Bestreben, ehrlich in seiner Empfindung zu sein, ist die beste Einwirkung, welche die Lyrik von der modernen Realistik gewonnen hat. Ein ergötzliches Beispiel dafür sollen einige Strophen eines Frühlingsgedichtes von dem deutschen Dichter Arno Holz geben, das am Schlusse wahrhaft schwungvoll und begeisternd ausklingt, trotzdem der Dichter schildert:

O wie so anders, als die Herren singen,
Stellt sich der Venz hier in der Großstadt ein!
Er weiß sich auch noch anders zu verbinden,
Als nur als Vogelklang und Vollmondschein.
Er heult als Südwind um die morschen Dächer
Und wimmert wie ein kranker Komödiant,
Bis licht die Sonne ihren goldnen Fächer
Durch Wolken lächelnd auseinanderspannt.

Und Frühling! Frühling! schallt's aus allen Rehlen,
Der Bettler hört's und weint des Nachts am Quai;
Ein süßer Schauer rinnt durch alle Seelen,
Und durch die Straßen der geschmolz'ne Schnee.
Die Damen tragen wieder lange Schleppen,
Zum Schneider eilt nun, wer sich's leisten kann;
Die Kinder spielen lärmend auf den Treppen,
Und auf den Höfen singt der Leiermann.

Schon legt der Bäcker sich auf Osterkringel,
Und seine Fenster putzt der Photograph,
Der blaue Milchmann mit der gelben Klingel
Stört uns tagtäglich nun den Morgenschlaf.
Mit Kupfern illustriert die Frauenzeitung
Die neu'sten Frühjahrsmoden aus Paris,
Ihr Feuilleton bringt zur Geschmacksverbreitung
Den neu'sten Schundroman von Dumas fils.

O Frühling! Frühling! dem die Welt entlodert,
Du führst im Schild ein Köselein ohne Dorn!
Daß uns das Herz nicht ganz vermorstet und modert,
Stößt du noch immer in dein Wunderhorn.

Noch immer läßt du deine Nachtigallen
Ins Frühroth schlagen, wie zur Zeit Homers,
Und hebst empor die Engel, die gefallen,
Die kranken Söhne Fausts und Ahasvers.

Geradeso, wie die Dichtung gelernt hat, das ganze Getriebe des modernen Lebens in seinen Stoffen aufzufangen, so hat, vielleicht im Einklange mit der modernen Landschaftsmalerei, die Dichtung auch gelernt, die Stimmung in einer Feinheit festzuhalten, wie sie bisher in der Weltliteratur noch nicht vertreten war. Die moderne Poesie versteht es, einen Hauch, ein Nichts, ein schwebendes Gefühl mit dem ganzen Duft zu erfassen und mit allen zitternden Schattirungen dem Worte anzuvertrauen. Diese ganz außerordentliche Empfindung erstreckt sich sowohl auf die Stimmung der menschlichen Seele als auf die Stimmung in der Natur. Unter den deutschen Dichtern ist Conrad Ferdinand Meyer Meister dieser Stimmung, und eine große Anzahl seiner Gedichte trägt dieses Gepräge. Hier ein Beispiel:

Nachtgeräusche.

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die aus Ohr des Schlummerlosen fluten!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter als der ungewisse
Geisterlaut der ungebroch'nen Stille,
Wie das Athmen eines jungen Bujens,
Wie das Wurmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann der ungehörte Tritt des Schlummerers.

oder bei Jaroslav Brchlický die Schilderung des Eindrucks, den eine Flöte im Abenddunkel macht:

Aus den melancholischen Serenaden.

Nichts kann so schmerzlich stimmen,
Als bei des Tags Verglimmen
Die Töne einer Flöte,
Die sehnsuchtsvoll verschwimmen.

Aus den Bäumen klingen,
Aus dem Dunkel dringen
Hörst Du's heimlich: Sauge Träume,
Ach, daß sie vergingen!

Seufzen, Athmen, Bangen,
Weich und traumbefangen,
Wie der Hauch der Liebsten, streifend
Augen Dir und Wangen.

Hör's vom Schiff her schweben,
Sanft und hingegeben,
Zitternd wie des Bujens Wogen
Unter Küssen beben.

Welmuthsvolle Wellen!
Dieses duftige Schwellen,
Aus dem Schoß der Blüthe Nacht scheint
Tönend es zu quellen.

Nichts kann so schmerzlich stimmen,
Als bei des Tags Verglimmen
Die Töne einer Flöte,
Die sehnsuchtsvoll verschwimmen.

Das Bestreben, die Stimmung in ihrer ganzen Unbestimmtheit in die Poesie hinüberzutragen, hat eine jüngere Schule verleitet, den Boden des klaren Gefühls vollständig zu verlassen und sich ganz jenen verschwimmenden, bebenden Empfindungen hinzugeben, von welchen die Seele namentlich in schmerzhaften Augenblicken durchzittert wird. Während die Nervosität unserer Tage von stärkeren Naturen durch den Humor bekämpft wird, versuchen es diese Dichter, die Nervosität selbst mit allen ihren unbestimmbaren Nebenempfindungen und fieberhaft ausstrahlenden Schmerzlichkeiten wiederzugeben. Diese Richtung ist von Frankreich ausgegangen, und man nennt die Dichter dieser Schule die Defadentisten, Symbolisten, Magisten und noch mit anderen Namen oft so seltsamer Art, daß sie hart an das Lächerliche streifen. Decote de Visle hat sich über diese neue Richtung etwas boshaft dahin ausgesprochen, daß die modernste Schule verschiedene Wörter, auf kleine Zettel geschrieben, in einen Hut zusammenwerfe, und wie der Zufall die Zettel ordnet, ist das nun ein modernes Gedicht. Es soll nun mit diesem boshaften Worte das ganze Streben dieser etwas angekränkelten Richtung nicht verspottet werden. Jedes Bestreben, sich dichterisch auszusprechen, entspricht gewiß irgendeinem Bedürfnis, und wir sehen sowohl auf dem Gebiete der Malerei, als auf dem Gebiete der Poesie einen allgemeinen Hang, das Unsehbare zu zeigen und das Unfassbare auszusprechen. Es ist ja richtig, daß uns ein Künstlerauge gar viel sehen lehrt, was wir bisher nicht gesehen haben. Aber diese ganze moderne Bestrebung scheint nun doch wenigstens, so wie sie bis jetzt vorliegt, in das Bereich der krankhaften Nerven zu gehören. Es herrscht da eine Gestaltlosigkeit, ein unbestimmtes Drängen zur Wiedergabe von Tönen, Gerüchen und Farben und eine Hingabe an das Zerfließende,

die den Genuß, ja sogar das Verständniß für das Kunstwerk vollständig aufhebt. Am bedeutendsten ist auf diesem Gebiete der belgische Franzose Maeterlinck aufgetreten, der das Mystische und Gespenstische mit großer Kraft wiedergibt, aber in seinen Gedichten für ein schlechtes Gehirn oft absolut unverständlich ist. Diese französische Schule hat nun auch in Deutschland unter den allerjüngsten Dichtern den lebhaftesten Anklang gefunden. Um anzudeuten, was diese Dichter anstreben, sei aus einer Nummer der „Freien Bühne“ die Charakteristik eines dieser modernen Dichter Max Dauthendey citirt: „Bei Dauthendey singen die Däfte und färben sich die Töne. Das Reglose pulst in wilden Lebensstößen. Das Unsichtbare schreiet mit lugenden Blinzeln. Das Stumme redet, das Trübe jauchzt, das Lahme tanzt. Und über alles flinkert und flunkert ein Heer unzähliger Lichterchen und Färbchen. Unsere Augen, unsere Ohren müssen sich an Unfaßbares gewöhnen. Heterogene Sinneswerthe müssen wir zu gleichen Empfindungswerthen zusammengießen. Aus vagen Phantasievisionen das feste Giland empfangener Natureindrücke zurückzugewinnen. Mit dem Dichter müssen wir selber zu Dichtern werden, selber träumen, selber phantastieren —. Dann werden wir anfangen können, Dauthendey zu verstehen . . . und zu genießen“. Und als Probe dieser Lyrik sei ein gleichfalls in dieser Zeitschrift veröffentlichtes Gedicht von Richard Dehmel citirt, welches mit dem farbenreichen Eindruck von Rosen und Nelken ein den Sinn verwirrendes Spiel treibt:

Der Strauß.

Nun nimm drei weiße Nelken Du,
Mein Weib, und Du, Geliebte, nimm
Diese drei rothen noch dazu;
Und in die nickenden Nelken thu'
Ich eine dunkelgelbe Rose.

Seht: ist es nicht ein lockender Strauß,
So eins auf diesem schwarzen Tuch,
Und sieht so farbenfriedsam aus,
Und nur von doppeltem Geruch:
Die je drei Nelken und die Rose.

Mein laßt: entwirrt das Stengelgrün
Nicht! laßt! Sonst scheint so kalt und todt
Bloß gelb und weiß — und glüht so heiß
Und brennt so wild bloß Gelb zu Roth:
Dann, ja dann hass' ich wohl die Nelken!

Dann hass' ich wild das zahme Weiß
Und hasse kalt die rothe Blut,
Wohl bis zur Mordlust — oh, es thut
Sehr weh, daß so nach einem Blut
Den Rosen duften alle Nelken.

Was willst Du so entsetzt? Mein, bleib,
Geliebte, nimm: still seh' ich zu:
Nimm jetzt die weißen Nelken Du!
Und die drei rothen Du, mein Weib!
Und ich die dunkelgelbe Rose.

Achtung jedem ehrlichen Ringen, aber es scheint sich hier vielfach bei den jüngeren Dichtern nicht um ein Bestreben, das Tiefste herauszuempfinden, sondern um eine nüchterne, berechnete Ueberhäufung von Bildern zu handeln, die keineswegs ihrer inneren Natur entsprechen. Sie versuchen nach dem Programm mystische Lyriker zu sein, und mit Worten läßt sich trefflich streiten. Tiefgehende Schauer zu erregen, hat schon Edgar Poe und unser Amadäus Hoffmann mit aller Gründlichkeit verstanden. Darin kann also das Neue nicht bestehen. Vielmehr bekommt man sowie bei den modernsten Malern die eine Empfindung, daß die jüngsten Dichter der Dekadentenschule die Elemente der Poesie, welche durch so viele Jahrhunderte sich herausentwickelt haben, wieder für sich allein hinstellen und uns glauben machen wollen, daß die zersplitterten Töne mehr werth sind, als die klare, zum Herzen gehende Melodie. Die Stimmung gehört unbedingt in die Poesie, und ohne sie gibt es überhaupt kein Gedicht. Aber die Verständlichkeit muß als solche zum mindesten gewahrt bleiben, denn über das Gebiet des zusammenhängenden Sazes hinaus mögen wir keinem Dichter folgen. Und jedem Poeten, der etwas zu sagen hat, wird als ewig gültige Regel entgegengehalten werden können:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

* * *

Wenn ich nun von den bedeutendsten Vertretern der Lyrik sprechen soll, so kann ich mit Rücksicht auf die Fülle der Erscheinungen nur einzelne nennen, und auch diese nur flüchtig, um wenigstens Raum für einige Proben ihrer Kunst zu gewinnen. An der Spitze der modernen Lyrik steht für mich Giosuè Carducci, ein Dichter von einem ungeheueren Reichthum an Tönen, von einer Kraft und einem Feuer, wie es von keinem zeitgenössischen Dichter erreicht wird. Seine Gedichte, Strophen voll Lebenslust und wilder Energie, prägen auch dem zartesten Gefühle, das er behandelt, das Zeichen seiner gigantischen Natur auf. Ein begeisterter Sprecher der Freiheit, preist er sie überall, wo sie sich im Leben und in der Geschichte hervordrängt aber er findet auch für die Liebe die stärksten und die süßesten Töne. Den mächtigsten Ausdruck hat seine dichterische Natur in den Odi barbatae gefunden, von denen bis heute drei Theile erschienen sind. Odi barbatae, barbare Oden, hat er sie deshalb genannt, weil sie zum ersten Mal mit Erfolg den in der italienischen Literatur herrschenden Reim aufgaben und das antike Odenvermaß in freier Umbildung aufnahmen. In einer trohigen Einleitung wirft er der landläufigen Poesie den Fehde-

handschu) hin und nimmt für sich die Leidenschaft und die Kraft in Anspruch. Leider ist der grandiose Schwung und die Tiefe der männlichen Empfindung demjenigen, der das Original nicht kennt, nicht zu vermitteln. Während die Odenversmaße im Deutschen schleppend sind und schwer klingen, schwillt hier die ganze Fülle des italienischen Wohlklangs durch die Zeilen, erhöht durch den Reiz männlichen Ernstes und eins an Dante gemahnenden großen, getragenen Stils. Diese drei Bücher der Odi barbatae enthalten fast durchaus die köstlichsten Proben einer gesunden und dabei hinreißenden Poesie. Während aber Carducci in seinen Odi barbatae dem Reime Trotz geboten hat, fügt er dem ersten Theile einen Hymnus an den Reim an, der an wunderbarem Klange und berauscher Rhythmik nicht seinesgleichen hat. Die erste Strophe des Gedichtes lautet:

Grüß dir, Reim! In zartem Feilen
Seine Zeilen
Schmückt mit dir der Trovatore.
Aber lodern singst und klingst du,
Mächtig dringst du
Aus des Volkes Brust empor.

Ich kann mir nicht versagen, diese Strophe im Original zu citiren:

Ave, o rima! Con bell' arte
su le carte
te persegue il trovadore:
ma tu brilli, tu scintilli,
tu zampilli
su del popolo dal cuore.

Neben Carducci ist mit größerem Erfolge hervorgetreten Mario Rapisardi, von dem ich oben ein Gedicht citirt habe, ein moderner Lyriker, in der Auffassung der Natur ganz materialistisch und zu philosophischer Erwägung des Lebens sehr geneigt. Auch er hat die bei Carducci bereits hervorgehobene Hingabe an die Antike. Er steht Carducci am nächsten, hat jedoch nicht das großartige Colorit, das diesen auszeichnet. In Deutschland am bekanntesten ist der von Heine stark beeinflusste Lokette, aber doch auch innige Lorenzo Stecchetti, ein Pseudonym für Olindo Guerrini, von welchem ich als Probe „Wiener Blut“, Walzer von Strauß, mittheilen will:

Wiener Blut.

Walzer von Strauß.

Von Strauß die Weise, hörst Du sie schweben klar
Und heiter in die lässig bequeme Luft
Und Blumen wecken und den weichen
Sinnlichen Hauch, der den Blick durchleuchtet?

In weitem Umkreis rauschen die leidenden
Gewänder rings, verrathend geheimen Reiz . . .
Siehst Du es nicht? Ein süßer Taumel
Bebt durch den Busen und blitzt im Auge.

Gib mir die Hand, die weiße, geliebte Hand,
Dein blondes Haupt leg' weich auf die Schulter mir,
Und also in den frohen Wirbel
Wollen wir, Liebste, vereinigt fliegen.

Wie schön Du bist! Wie unter den Brauen strahlt
Dein halbgeschlossen feuriges Augenpaar,
Wie lächelt auf den holden Lippen
Und im Gesichte Dir hell die Freude!

So laß uns fliegen, fliegen ins Festgewog',
Und laß den Kausch uns trinken der tollen Lust,
So wie auf ausgespannten Flügeln
Steigen zum Himmel empor die Tauben.

Wir fliegen, fliegen! In meinen Armen halt'
Ich ganz Dich fest, halt' Körper und Seele fest.
Mein bist Du, mein, wie Du's im Traum warst,
Als ich Dich — weißt Du es nicht? — im Arm hielt.

Wir fliegen, fliegen bis in die Höh' empor,
Wo sich die Engel küssen und lösen traut,
Bis dorten, wo im endlos blauen
Himmel die Liebe ihr ewig Reich hat . . .

Doch ach, nun schweigt der heitere Klang, umsonst!
Wir müssen still stehn, müssen nun scheiden auch —
O Träume, flieht ihr so von hinnen,
O meine Freude, verläßt Du so mich?

Und o vermünschte Stimme der Scheelsucht du,
Was tönt dein Mißklang jetzt in die Seele mir?
Du scheuchst mir fort des Traumes Frieden —
Gut denn, ich kehre zurück zum Kampfe!

Zum Trotz der kalten Kritikernasen doch
Schreib' ich im festen Maß, das Alcäus sang,
Den süßen Taumel meiner Seele,
Ach, den unsagbaren Taumel nieder.

Arturo Graf, schon dem Namen nach deutscher Abstammung, hat auch in der Stimmung vieles den Deutschen Verwandte. Sein letztes Buch: „Nach Sonnenuntergang“ enthält vortreffliche Naturschilderungen. Gabriele d'Annunzio ist der eleganteste Dichter der modernen Schule, seine Verse sind übertrieben glatt und wohlklingend

und gefallen sich in romantischen Seltsamkeiten. In der allerjüngsten Zeit ist mit großem Erfolge die Dichterin Uda Negri hervorgetreten, eine junge Lehrerin, welche in der Einsamkeit ihres Dorfes sich zu einer Dichterin voll Lebensmuth und Frische herausgebildet hat. Ihre Bücher heißen: „Fatalità“ (Schicksal) und „Tempesta“ (Sturm), und ihr Hauptinhalt ist ein freudiges Auflehnen gegen den Druck der Noth, von dem eine Probe bereits gegeben worden ist.

Ueberreich ist die französische Literatur an Lyrikern. In der Reihe der Anschauung und in der Größe des Stiles ragt noch jetzt der jüngst verstorbene Deconte de Lisle als die männlichste Erscheinung hervor. Deconte de Lisle ist von dem Pessimismus ausgegangen und hat sich ganz besonders in die Sagen- und Gedankenwelt der Indier hineingekundt. Sein Streben ist das Durchbringen der Eigenthümlichkeiten fremder Völker, und in seinen Gedichten hallen neben indischen Klängen griechische, lateinische, hebräische, schottische und noch entlegene Klänge wieder. Für ihn ist das Versinken in Nirvana geradezu beruhigend geworden, wie den Indern, und hat ihn zu einer Beschaulichkeit geführt, die namentlich in seinen Naturbildern classisch hervortritt. Für seine eigenthümliche plastische Anschauung sei das folgende Gedicht angeführt.

Die heulenden Hunde.

Die Sonne war zur Ruh' hinab ins Meer gezogen,
Am Fuß der Berge lag die Stadt in stillem Schlaf,
Die Felsen, die umhüllt von Wolken lagen, traf
Das grollend dunkle Meer mit seinen breiten Wogen.

Die Nacht verdoppelte den klagend trüben Klang,
Kein Stern, der mild sein Licht ins weite Grauen schickte:
Der bleiche Mond allein, der aus den Wolken blickte,
Blomm wie ein Lämpchen bleich und zum Erlöschen bang.

Er, eine stumme Welt, verdammt seit Ewigkeiten,
Ein ausgebrannter Nest, verstummt und lang verlohnt,
Lief aus der Kugel, bleich und kalt und eisigtodt,
Sein traurig Grabeslicht auf das Polarmeer gleiten.

Er ließ Nordafrika, bedeckt vom dumpfen Himmel,
Und, überschattet dicht vom Nebel, hungrig ziehn
Der Löwen Trupp im Sand und an die Seen fliehn
Des Elefantenschwarms gewaltiges Gewimmel.

Doch auf dem dürrn Strand, rings franke Fieberdüfte,
Inmitten des Gebeins, das rings den Grund bedeckt,
Da saßen Hunde dürr, die Kiefer vorgestreckt,
Und stießen ihr Geheul laut jammernd in die Lüfte.

Die Schweife unterm Bauch gekniffen fast zum Kreise,
Die Beine zitternd stets, die Augen offen, groß,
So saßen kauern sie und heulten regungslos,
Ein Schauer unterbrach nur manchmal ihre Weise.

Die Welle sprang aus Land und überschwemmte jene,
Die heulten an dem Strand, mit seiner Brandung ganz,
Und wenn sie übergöß der kalten Wellen Tanz,
Dann klapperten im Mund hörbar die weißen Zähne.

Im schwanken Zitterlicht des Monds, am dunklen Meer,
Welch unbekante Angst, die euch im tiefsten quäle,
Was läßt im plumpen Leib euch weinen eine Seele —
Was zieht Gespenster ihr mit Seufzerlaut umher?

Ich weiß es nicht; allein ihr Hunde, was es sei —
Nach so viel Sonnen, die entflohn mit ihrem Schimmer,
Hör' ich im Innersten ergriffen heut noch immer
Von eurem wilden Schmerz den jammervollen Schrei.

Den Deutschen am vertrautesten ist François Coppée, der am meisten übersetzt worden ist. Namentlich hat ihn der „Strife der Schmiede“ populär gemacht. Er ist ein Vertreter des sanften Realismus auf socialisirender Grundlage. Seine Dichtungen haben etwas tief Gemüthvolles, aber in dem Bestreben, einfach zu sein, wird Coppée doch auch vielfach banal und nüchtern. Auf ganz moderner, wissenschaftlicher Basis steht Sully Prudh'omne. Sein Hauptgebiet ist die fast raffinierte Behandlung des inneren Lebens des Menschen. In seinen größeren Gedichten entwickelt er eine utopistische Glückseligkeitstheorie, während er in seinen lyrischen Gedichten fast bis zum Weiblichen süß und zart ist. Wegen seiner auf der modernen Wissenschaft fußenden Poesie wird er der Muffet der Mediciner genannt. Das interessanteste Gedicht, das er geschrieben hat, ist der „Zenith“, in welchem er den Fortschritt der Menschheit auf Grund der wissenschaftlichen Errungenschaften darstellt. Das Buch ist nach dem Ballon „Zenith“ genannt, der seinerzeit verunglückt ist. Charles Baudelaire steht der allermodernsten Zeit sehr nahe. Sein Grundzug ist das Durchwühlen des Inneren und ein pessimistischer Zug, der überall in der Welt das Böse findet. Bei ihm findet sich eine wunderbare Verbindung des crassesten Naturalismus im Ausdruck mit dem höchsten Spiritualismus der Idee. Ein Beispiel der Dichtung Baudelaire's sei hier angeführt:

Der Fremdling.

Wen liebst Du am meisten, räthselhafter Mensch?
Deinen Vater, Deine Mutter, Deine Schwester oder Deinen Bruder?
Ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder.
Deine Freunde?
Du bedienst Dich da eines Wortes, dessen Sinn mir bis heute
unbekannt geblieben ist.
Dein Vaterland?
Ich weiß nicht, unter welcher Breite es gelegen ist.
Die Schönheit?
Ich würde sie gerne lieben, die göttliche und unsterbliche.

Das Gold?

Ich hoffe es, wie Du Gott hassest.

Und was liebst Du also, unbegreiflicher Fremdling?

Ich liebe die Wolken, die vorüberziehen, da unten, die wunderbaren
Wolken.

Derjenige Dichter, der auf die jüngste Zeit den größten Einfluß übt, ist der Vertreter des modernen Dekadentismus Paul Verlaine, in welchem einerseits eine katholisch-mystische Religiosität, andererseits eine Frivolität vorwaltet, welche kaum ihresgleichen hat. Bei ihm tritt das Besondere stark hervor, das kindlich Naive in aller seiner Einfachheit wiederzugeben. Der Kritiker Lemaitre sagt von ihm: ein krankes Kind, welches eine himmlische Musik im Busen trägt.

Die englische Literatur ist von den modernen Strömungen ziemlich unbeeinflusst geblieben. Unter den neueren Poeten steht Algernon Charles Swinburne obenan. Swinburne ist ein Dichter voll Leidenschaft und Feuer. Eine reizbare Sinnlichkeit, die bis zum Nervösen geht und das Mitschwingen der Seele vielfach ganz außer Acht läßt, spricht aus vielen seiner Gedichte. Auch bei ihm herrscht eine große Verehrung für das Antike vor. Das Hinreißende seiner Gedichte leidet durch eine allzugroße Breite, welche den Gedanken abschwächt. Für den Deutschen sind überdies seine Gedichte schwer verständlich, weil der Gedankengang dunkel ist und eben nur dem mit der Sprache Vertrauten übersichtlich ist. Eine große rhetorische Kraft spricht sich in seinen politischen Gedichten aus. Als Beispiel dieser letztgenannten Gedichte sei „Messidor“ in der Uebersetzung von Wilhelmine Prinzhorn angeführt.

Messidor.

Setzt die Sichel zum Mähen an!
Denn der Morgen der Ernte ist roth,
Und das Korn in Reihen dort dicht,
Hellschimmernd wie Morgenlicht,
Rauscht ährenscher auf dem Plan,
Zu stillen der Hungernden Noth!
So kommt, so kommt nun heran,
Die im Elend ihr schmachtet nach Brot,
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Hellschimmernd wie Morgenlicht,
Gleißt röther als Gold rings das Feld;
Und die Sonne taucht sieghaft hervor
Aus dem sinkenden Nebelflor;
Und des Halbmondes blaßes Gesicht
Kriecht scheu hinter's Wolfenzelt,
Bis der graufige Nachtspuk zerrann,
Vom Glanz unsres Banners erhellt.
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Aus dem sinkenden Nebelflor,
Der dämpfte des Morgensterns Bracht,
Wächst die Riesenflamme und loht
Durch die Saaten, die goldig und roth,
Zu feurigen Gluten empor,
Wie der Geist jener Schaaren erwacht,
Die da rufen: „Schläft noch ein Mann?
Wer wünscht zurück sich die Nacht?“
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Durch die Saaten, die goldig und roth,
Fliegt ein schauerndes, flimmerndes Licht,
Und im Windhauche ringsumher,
Neigt wogend Speer sich an Speer,
Als sei es ein Kampf bis zum Tod!
Und die Reihen schließen sich dicht
Wie zum Angriff auf freiem Plan,
Und jeder, als wär's seine Pflicht,
Setzt die Sichel zum Mähen an.

Und wogend neigt Speer sich an Speer,
Wie das Meer im Sturme erbraust,
Wenn die Fluth ihre Höhe gewinnt,
Denn die Stunde der Ernte beginnt;
Und die gerechte Sonne schaut her,
Wenn der Webstuhl der Zeiten nun faust,
Wenn niemand entrinnen kann,
Wenn sie schüttelt des Schicksals Faust.
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Denn die Stunde der Ernte beginnt,
Die uns hüllt in das Scharlachkleid.
Wir trugen die Stunden der Schmach,
Doch jetzt bricht er an, unser Tag,
Da schnittreif die Felder schon sind.
Kein Haupt gilt dann als gefeit,
Wenn der Sensenschlag schwirrend begann,
Wenn das Volk, das stumpf war von Leid,
Setzt die Sichel zum Mähen an.

Doch jetzt bricht er an, unser Tag!
Ueber Trümmer schreitet der Sieg,
Ueber Prunk, der dem Moder bald gleich;
Und der Könige Antlitz wird bleich,
Denn ihr Thron, der morsche, zerbrach.
Das Volk war verstummt, es schwieg
Wie die Herde im Hürdenbann,
Bis der rothe Schmitter — der Krieg! —
Setzt die Sichel zum Mähen an.

Und der Könige Antlitz wird bleich,
Da das Volk sich rottet zuhauf;
Dem Spott, dem Hohne zum Raub,
Lag das Volk in Asche und Staub,
Wie Todte im Grabesbereich:
Mit Gott, mit Gott steht es auf
Und segt die Throne hindann;
Hei, wie es im Siegeslauf
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Das Volk lag in Asche und Staub,
Da es Obdach und Nahrung verlor.
Wie waren die Tage so schwer,
Drum gibt seinen Herbst es nicht her,
Es bricht sich die Frucht aus dem Laub.
Seiner Sehnsucht Stern glänzt hervor —
Sei rauh und steil auch die Bahn:
Zum Licht klimmt es jauchzend empor!
Setzt die Sichel zum Mähen an!

Neben Swinburne ragt der im Jahre 1889 verstorbene Robert Browning hervor, der namentlich wegen seiner Schilderungen Italiens bemerkenswerth ist. Entgegen den Strömungen bei den anderen Nationen äußert sich in England ein Zug zum Romantisch-Mittelalterlichen unter den Dichtern, welche man als Präraphaeliten bezeichnet. Von den jüngsten dichterischen Erscheinungen sei Mary Robinson-Darrestetter wegen ihrer klaren und lichtvollen dichterischen Art genannt. Ein Beispiel endlich von Rudyard Kipling, in der Uebersetzung von Otto Sachs:

Tommy.

Zus Wirthshaus kam ich und verlangt' ganz still ein Seidel Bier.
Da fuhr der dicke Wirth mich an: Nichts kriegt ein Rothrock hier!
Am Schenktisch lacht' sich's Mäd'el frank und sicherte mir nach;
Ich schlich mich auf die Straß' hinaus und zu mir selbst ich sprach:

Oh, Tommy hin, und Tommy her, und: Tommy, geh' nur fort!
— Heißt's jetzt; doch klingt die Kriegsmusik, ist „Gnäd'ger Herr“,
ihr Wort,
Die Kriegsmusik, die Kriegsmusik, ihr Jungen, klingt so fort,
Oh! klingt die Kriegsmusik, dann ist gleich „Gnäd'ger Herr“
ihr Wort!

So nüchtern, als nur möglich, trat ich in ein Schauspielhaus.
Vetrukenes Volk ließ man hinein, mich wies man gleich hinaus.
Sie drängten mich ins „Paradies“, dort steht's sich auch ganz nett.
— Dich, kommt's zum Kriege, hei! Da stellt man vorn mich ins Partett.

Denn Tommy hin, und Tommy her, und „Tommy“; heißt's,
„wart drauß!“
Doch: „Extrazug für'n gnäd'gen Herrn!“ wenn's Militär rückt aus;
Wenn's heißt: Zu Schiff vom Haus! ihr Jungs, wenn's heißt:
Zu Schiff vom Haus!
Oh! „Extrazug für'n gnäd'gen Herrn,“ wenn's Militär rückt aus!

Sa billig, billig kommt Euch der, der Euren Schlaf bewacht.
Doch billiger ein Späßchen noch, das Ihr Euch mit ihm macht;
Die trunk'ne, rausende Bagage ist eher Geld Euch werth,
Wenn sie so spaßig taumelnd flucht, als wenn Ihr gut sie nährt.

Denn Tommy hin, und Tommy her, und: Tommy, Sacrament!
So heißt's; doch „Heldenhäuflein“ heißt's, wenn Trommelschlag
erdröhnt,
Wenn Trommelschlag erdröhnt, ihr Jungs, wenn Trommelschlag
erdröhnt,
Oh! „kleines Heldenhäuflein“ heißt's, wenn Trommelschlag erdröhnt!

Wir sind kein „Heldenhäuflein“ zwar, doch auch nicht Schufte wir!
Wir sind Kasernenleute bloß, doch ehrenwerth wie Ihr!
Und wenn Euch unser Wesen auch nicht stets erfreulich ist,
Was! Uns erzog so mancher Mann, der auch nicht heilig ist!

Denn Tommy hin, und Tommy her, und: „Tommy, marsch zurück!“
So heißt's; doch „Bitte nur nach vorn“, wenn ernsthaft wird
das Stück!
Wenn ernsthaft wird das Stück, ihr Jungs, wenn ernsthaft wird
das Stück,
Oh! „Bitte nur nach vorn,“ so heißt's, wenn ernsthaft wird das Stück!

Von besserem Futter, Schulen gar und Heizung sprecht Ihr schnell?
Wir pfeifen auf Rationen Euch, benehmt Euch rationell!
Laßt unsern Kochtopf ruhig stehn, beweist uns ins Gesicht,
Daß jener Königswitwe Kleid den Krieger schände nicht!

Denn Tommy hin, und Tommy her, und: „Schmeißt ihn 'raus,
den Hund!“
So heißt's; doch „Held und Retter“ heißt's, wenn brummt
Kanonnenmund.
Und Tommy hin und Tommy her, und was Euch immer freut,
Und Ihr habt Recht, denn Tommy ist — ist wohl nicht recht
gecheut!

Von den amerikanischen Dichtern seien der gedankenreiche, im Humor
und im Ernste gleich heimische Thomas Bailey Aldrich und Walt
Whitman genannt, dessen Rhapsodien jetzt wieder größerer Theil-
nahme begegnen. Aus der vlämischen Lyrik ist vor allen Pol de Mont,
aus der dänischen Holger Drachmann und J. P. Jacobsen, aus
der norwegischen Henrik Ibsen den Deutschen bekannt geworden.

Die spanische Literatur, die auf dem Gebiete des Romans und des Dramas bemerkenswerthe Erscheinungen bietet, nennt als ihren bedeutendsten Lyriker Gaspar Nuñez de Arce. Doch liegt im ganzen und großen die Denkweise dieses spanischen Dichters den Deutschen nicht nahe genug. Verwandter ist der deutschen Empfindung Gustavo Adolfo Becquer, dessen Abstammung deutsch ist, und der auch in seinen melancholischen Tönen deutschen Einfluß widerspiegelt. Als Probe sei angeführt:

Wenn sich bang die Stunden dehnen
In des Fiebers heißem Bann,
An der Seite meines Bettes —
Ach, wer wacht mir dann?

Wenn ich in den letzten Zügen,
Die dem Tod ich abgewann,
Streck' die Hand nach der des Freundes,
Ach, wer drückt sie dann?

Wenn die Helle meiner Augen
Schon die schwarze Nacht umspann,
Meine offnen Augenlider —
Ach, wer schließt sie dann?

Läutet die Begräbnißglocke
— Ach, wer weiß auch, schlägt sie an? —
Ein Gebet für meine Seele —
Ach, wer flüstert's dann?

Wenn gebettet meine Glieder
In die kühle Erde man,
An dem stillen Grabeshügel —
Ach, wer trauert dann?

Wenn mein letzter Tag vorüber
Und des nächsten Licht begann,
Daß ich durch die Welt gegangen —
Ach, wer denkt daran?

Bei den romanischen Literaturen muß auch noch des provenzalischen Dichters Frédéric Mistral Erwähnung geschehen, welcher sowohl in seinen epischen Gedichten als in seinen lyrischen eine entzückende Frische volkstümlicher Empfindung aufweist und bei einer Uebersicht über die bedeutendsten Dichter der Gegenwart nicht übergangen werden kann.

Aus der tschechischen Literatur muß hier Jaroslav Brchlický angeführt werden, der in der umfassenden Weltanschauung und in der geradezu priesterlichen Auffassung seines dichterischen Amtes als hervorragende Erscheinung dasteht. Das Wort: humani nihil a me alienum kann seine Poesie am allerbesten charakterisiren. Seine Vielseitigkeit zeigt sich nicht nur im großen Schwunge, sondern auch in der zarten Stimmung. Hier soll ein Beispiel Zeugniß ablegen, wie innig Brchlický ein deutsches Motiv auffaßt:

Wöcklin und der Tod.

Im vollen Sinnen saß er da,
Vom Genius geleitet, sah
Er nach dem Meer, dem Sonnenstrahle:
Da fiel ihm ein: Dich selber male!

Den Pinsel nahm er froh zur Hand,
Als plötzlich hinter ihm wer stand,
Er wandte sich und sah im Lichte
Den Tod mit grinsendem Gesichte.

Da ward ihm plötzlich weh und ach,
Er fühlte sich mit einmal schwach,
Der Laut blieb ihm im Halse stecken,
Die Farben wurden voller Flecken.

Nach einer Weile näher faßt'
Er in das Auge seinen Gast,
Sah, wie das Haupt er jezo neige
Und spiele seltsam auf der Geige.

Die Geige, die Gevatter streicht,
Die war ein Knochen, ausgebleicht,
Ein anderer Knochen war der Bogen,
Als Saiten Frauenhaar gezogen.

So sang er: „Alles Lug und Schein,
Denn hier und dort bist Du schon mein,
Ich folg' Dir nach auf jedem Gange,
Du weißt kaum, wie ich Dich umfange.“

Saugt aus dem Becher Schwung Dein Mund
Ich sitz' als Grauen auf dem Grund,
Schäumt Dir der Farben reich Gepränge,
Ich sing' darinnen Grabeslänge.

Du, was Du willst, doch Du bist mein,
 Ich hab' Dich, alles Lug und Schein.
 Was kannst Du, sprich! Ich mach's erschaffen!
 Ich will, und Torso ist Dein Schaffen."

So gab er mit den Knochen Takt,
 Der Töne scharfer Katarakt
 Stäubt in die Nacht, wie Funken stieben.
 „Nun fange an, mag's Dir belieben!"

Allein der Meister lacht dazu,
 Den Pinsel saßt er dann in Ruh:
 „Verfehlt, mein Freund, ist Dein Beginnen,
 Du selber ziere jetzt mein Linnen!"

Du folgst mir immerdar, ich weiß,
 Und lauerst auf des Pinsels Fleiß,
 Ein Knackz, der Pinsel bricht in Stücke,
 Du siegst — es bleibt kein Mensch zurücke.

Noch ein Triumph bleibt uns allein:
 Zu tauchen in das tiefste Sein,
 Und Schöpfer sein grad', wo Du lauerst,
 Mit Deiner Sense uns durchschauerst.

Mir ist's Geheimniß, doch auch Dir,
 Wo Lug und wo die Wahrheit hier,
 Du schreitest blind — doch ich kann sehen:
 Mein Sehnen wird nicht ganz vergehen.

Drum geh' nur immer hinterdrein,
 Sag' hundertmal: mein bist Du, mein!
 Und spiele fort und sing' Dein Liedel,
 Gib mit dem Kopf den Takt zur Fiedel.

Freund Klapperbein, mir gilt es gleich,
 Denn meine Seele, voll und reich,
 Fängt unter Deinem Aug' das Leben,
 Das mich umdrängt mit lichtem Weben."

Der Pinsel flog dahin mit Macht,
 Es spielt der Tod, der Meister lacht,
 Er schafft und hat ihn ganz vergessen —
 Freund Hein mag warten unterdessen!

Unter den Polen ragt Adam Mickiewicz hervor, dessen Stärke in der Naturschilderung liegt. Namentlich sind seine Bilder aus der Tatara von einer grandiosen Auffassung der Naturschönheiten getragen. Bei

ihm vereinigt sich eine begeisterte Hingabe an die griechische Antike mit dem feinsten Verständnisse für volkstümliche Töne, die er in reizvollen Liedern wiedertönen läßt.

Hier mag auch noch der ungarischen Lyrik Erwähnung geschehen, in welcher Josef Kis am stärksten hervortrat. Außerdem wird von den jüngeren Dichtern Emil Brányi und Ludwig Bartok gerühmt.

Ueber die deutsche Literatur kann ich mich wohl am kürzesten fassen, weil demjenigen, der sich für den Gegenstand überhaupt interessiert, die besten Namen geläufig sind. Hier muß eine eigenthümliche Erscheinung hervorgehoben werden. Während bei den anderen Nationen gerade unter den berühmtesten Dichtern die Lyriker sind, gibt in Deutschland die Lyrik keinen Anspruch auf größere Popularität. Der einzige Rudolf Baumbach hat es zu einer solchen gebracht, aber gerade er steht im auffälligen Widerspruche zu dem, was man von der modernen Dichtung verlangen kann. Unter den schaffenden Lyrikern sind meines Erachtens Conrad Ferdinand Meyer*) und Arthur Fitzger die eigenartigsten; Meyer durch die ganz außerordentliche Beherrschung der Stimmung und eine Knappheit und Plastik der Sprache, die bis an die äußerste Grenze der Zurückhaltung geht und dennoch ihre volle Wirkung thut. In Gedanken und Empfindung ganz modern ist Arthur Fitzger, der die Ergebnisse der Wissenschaft in selbständiger Weise verarbeitet und den Strömungen der gegenwärtigen Zeit männlicherben Ausdruck verleiht. Auch er hat, wie Brandes hervorgehoben hat, etwas Heidnisches, was sich einerseits im Trotz gegen die Religion, andererseits in der freudigen Hingabe an das Leben äußert. Bedeutende Lyriker von ausgesprochener Persönlichkeit, deren Lied im besten Sinne der Gegenwart angehört, sind Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Theodor Fontane. Unter den Oesterreichern steht Ferdinand von Saar wegen seiner edlen Wahrhaftigkeit und idealen Gesinnung obenan.

In der jüngeren Generation hat die Pflege der Lyrik sehr zugenommen und Deutschland, im Grunde doch das außerordene Gebiet des echten Liedes, zählt zur Zeit eine große Anzahl beachtenswerther Talente. Bezeichnend für das Streben nach einer großen Lyrik ist die Thatsache, daß der erste Vorstoß der Berliner realistischen Schule durch eine lyrische Anthologie erfolgt ist, „Moderne Dichtercharaktere“, herausgegeben von Karl Henckell und Wilhelm Arnt. Unter den Talenten, die sich hier unter einem gemeinschaftlichen Banner zusammenfanden, sind viele echte und kräftige zu finden, außer den Herausgebern vornehmlich Julius Hart und Arno Holz. Aber die Revolution der Lyrik, die damals angekündigt wurde, vollzog sich eigentlich nicht, und die Hauptwirksamkeit der neuen Schule wurde mit Erfolg auf die Bühne übertragen. Von den neuen Erscheinungen hat Detlev von Liliencron den ersten Anspruch, als Dichter von echter Kraft genannt zu werden. Das frische Durchempfinden des Lebens, das diesen auszeichnet, klingt in weicheren Tönen aus den Gedichten von Gustav Falke und Otto Erich Hartleben. Unter den neuern Dichtern Oesterreichs haben der schwermüthige S. J. David und der lichtfrohe

*) Meyer ist seither aus der Reihe der Schaffenden geschieden.

Hugo Salus allgemeinen Anklang gefunden; Franz Herold zeigt tiefe Innigkeit in kleinen Stimmungsbildern. Als Haupt der „Moderne“ im engeren Sinne wird Richard Dehmel bezeichnet, der neben leidenschaftlich starken Tönen viel Verworrenes und Unausgeglichenes bietet. Die jüngste „Stimmungslyrik“ (ihre bekanntesten Namen sind der seltsame Stepha George und der reicher begabte Hugo von Hoffmannsthal) sucht ihr Heil in weltfremder Träumerei und ist bemüht, den müden verbösten Eindruck des Fin de siècle in unsere Lyrik hereinzutragen. Wir aber, die wir am Ende des alten Jahrhunderts stehen, wollen der gesunden Entwicklung der deutschen Natur mehr vertrauen, und so schließe ich denn im bewußten Gegensatz zu der weichlichen Gefuchtheit „modernster“ Lyrik mit dem breitströmenden Hymnus an das 20. Jahrhundert von Heinrich Hart, der alle Hoffnungen und Wünsche der neuen Zeit schwungvoll zusammenfaßt:

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
 Komm herab begrüßt, bewundert,
 Sonnenleuchtend, morgenklar.
 Keine Krone trägst du golden,
 Doch ein Kranz von duftig holden
 Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Ganz verwundet, ganz zerichlagen,
 Herz und Mund verdorrt von Mlagen,
 Ziehn wir müd' im Staub einher.
 Unser Aug' erlischt in Thränen,
 Unsr Seele siecht vor Sehnen,
 Unser Haupt glüht fieberschwer.

Ach, welch Hoffen, ach, welch Sinnen,
 Welch ein Jubel, welch ein Minnen
 Reiß uns flammend einst empor.
 Die Natur zu unsern Füßen —
 Wolken wir das Licht begrüßen,
 Wo es strahlend quillt hervor.

Auf des Dampfes Sturmesflügeln
 Träumten wir die Welt zu zügeln,
 Allem Erdenstaub entrückt.
 Alle Sorge sollte schwinden,
 Liebe sich zu Liebe finden,
 Alle Kluft war überbrückt.

Traum, wie bald bist du vergangen,
 Lauter Schreckniß, lauter Bangen
 Hat in Nebel uns gehüllt.
 Unser Blut tropft aus den Poren,
 Unser Mark ist eiserfrozen,
 Wie vom Tod sind wir erfüllt.

Ob wir an des Nordmeer's Strande
 Ziehn, ob tief im Wüstenlande, —
 Unsrn Weg umheult der Streit.
 Fried' und Freude schleicht verlassen,
 Und die Noth stürmt durch die Gassen,
 Wild umschwärmt von Haß und Neid.

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet, —
 Die wir einst so stolz gekrönt —
 Irren Freiheit hin und Recht.
 „Heil den Ketten, die uns binden,
 Die uns ziehn und niederwinden,
 Goldne Ketten!“ jauchzt der Knecht.

Doch dem Mar gleich, der geblendet
 Sterbend sich zur Sonne wendet,
 Harren wir in Brünsten dein.
 Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
 Komm herab, begrüßt, bewundert,
 Zeich' mit Morgensturmwind ein.

Wo du gehst, da bricht in Flammen
 Tausendjähriger Grund zusammen,
 Drauf die Knechtschaft wuchernd stand.
 Und der Hoffahrt morsche Götter
 Treiben hin wie Spreu im Wetter,
 Auf vom Schlafe fährt das Land.

Wo du gehst, da öffnen alle
 Tiefen sich mit heißem Schwallen
 Und des Abgrunds Nacht wird Tag.
 Glühend braust's in tausend Seelen,
 Erd' und Himmel zu vermählen,
 Dringt der Geist zum Sternenhag.

Wo du gehst, quillt Lust und Segen,
 Jedem Herzen rauscht's entgegen
 Wie des Lenzwind's thauig Warm.
 Und der Winter geht zu Ende,
 Liebend reichen sich die Hände
 Stark und Krank und Reich und Arm.

Und von Ost gen Westen fahren
 Boten aller Völkerschaaen —
 Unsrer Fehde sei's genug.
 Kommt, den Gruß uns zu erwidern,
 Laßt uns Brüder sein mit Brüdern,
 Fahr' zur Hölle Macht und Lug.

Schlagt die Symbeln, spielt die Geigen,
Süße Mädchen schlingt den Reigen,
Kränzt mit Grün den Maienbaum.
Auf, ihr Männer, Opfergluthen
Laßt von allen Bergen fluthen,
Auf, vorbei ist Nacht und Traum.

Wie ein Tempel sei die Erde,
Daß der Mensch zum Gotte werde
Lodermächtig, licht und hehr.
Daß nicht Wasser und nicht Lüfte,
Nicht der Züdietracht düstre Klüfte
Trennen unsre Herzen mehr.

Unser Blut treibt neue Säfte,
Unser Mark trinkt neue Kräfte,
Unfre Adern klopfen weit,
Mit einander so zu bauen,
Einig, einig voll Vertrauen,
Heil dem Tag, der so befreit.

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar,
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Ich erachte es als die beste Ergänzung dieses Vortrags, auf die lyrische Anthologie aus der Weltliteratur hinzuweisen, die der Dichter Karl Denckell unter dem Titel: „Sonnenblumen“ (Verlag Karl Denckell & Co., Zürich, Leipzig) herausgegeben hat. Die Sammlung umfaßt gegen hundert Blätter, die Bild, Biographie und trefflich gewählte Proben der einzelnen Dichter bringen, und gewährt so unmittelbaren Einblick in den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der gesammten Lyrik des 19. Jahrhunderts bis auf die jüngste Gegenwart.

F. A.

Vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag

wurden u. a. folgende von Fachmännern bestens empfohlene Schriften
herausgegeben:

- Deutsche Volkslieder aus Böhmen.** Gedigt von A. Gruscha und W. Loischer. 558 Seiten. (Geistliche Lieder, Legenden, Das festliche Jahr, Historische Lieder, Aigent, weltliche Lieder, Bierzeitige, Kinderlieder, Anhang, Melodien, Anmerkungen u. s. w.) Preis 2 fl. 25 kr. Für Mitglieder 1 fl. 55 kr. Mit Postzusendung je 15 kr. mehr.
- Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie.** Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Für das deutsche Volk bearbeitet von Johannes Emmer. 348 Seiten. gr. Oct. Preis 1 fl. Für Mitglieder 50 kr. ö. W.
- J. Lippert, Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld.** Mit vielen Holzschnitten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 75 kr. ö. W. Für Mitglieder 50 kr. ö. W. Mit Postzusendung je 5 kr. mehr.
- J. Lippert, Die wilden Pflanzen der Heimath.** Eine Fibel der Pflanzenkunde zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann auf dem Gebiete der einheimischen Pflanzenwelt mit Anschließung der „Verborgnen blüthigen“ und zugleich als Einführung in das Selbststudium der Botanik. 252 Seiten mit vielen Abbildungen. Drittes Tausend. Preis 1 fl. 50 kr. Für Mitglieder 80 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.
- Von den k. k. Landeslehrkräften von Böhmen, Schlesien, Mähren, Tyrol, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Niederösterreich und Kärnten zur Anschaffung empfohlen.** „Die vorzügliche Ausstattung, die große Einfachheit, Klarheit und Durchsichtigkeit des Ganzen erheben das Buch zu einem wirklichen Volksbuch.“ „Die Natur.“
- J. Lippert, Der Himmel und die Geschichte seiner Erkenntniß in Natur- und Lebensbildern.** Eine kurzgefaßte Himmelskunde für das Volk. 206 Seiten mit vielen Holzschnitten. Preis 1 fl. ö. W. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 Kreuzer mehr.
- „Wir kennen keine so billige und leichtfaßliche Astronomie, als das vorliegende Buch.“ „Dorfboie.“
- J. Lippert, Die Erdrinde und ihre Bildung.** Das Wesentlichste der Geologie in gemeinschaftlicher Darstellung. Mit vielen Holzschnitten. Preis 1 fl. ö. W. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.
- „Wir kennen für das Volk kein besseres Buch über diesen Gegenstand, um so weniger als der Verfasser sich geistlich fern hielt von allen nicht zur Sache gehörigen Anspielungen und Beirührungen in fremde Gebiete.“ „Natur.“
- J. Lippert, Die Oberfläche der Erde.** Einer volksverständlichen Geographie physischer oder erster Theil. Mit vielen Abbildungen. 183 Seiten. Preis gebunden 1 fl. ö. W. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.
- „Wir machen darauf aufmerksam, daß von dieser oft begehrten Schrift soeben ein neues Tausend aufgelegt wurde.“
- J. Lippert, Die Völker und Staaten der Erde.** Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder zweiter Theil. Mit 80 Abbildungen. Preis 1 fl. ö. W. Für Mitglieder 50 kr. ö. W.
- J. Lippert, Das Leben der Vorfahren.** Das Wesentlichste aus der deutschen Culturgeschichte. Dem Volke erzählt. Preis 1 fl. ö. W. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.
- J. Lippert, Deutsche Festbräuche.** Dem Volke culturgeschichtlich erzählt. Preis 1 fl. 50 kr. ö. W. Für Mitglieder 1 fl. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.
- Lehrbuch der Haushaltungskunde.** Von Joh. Kroder. Gekrönte Preisschrift. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 50 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereins 40 kr. ö. W.
- Entwicklung und Stand der Arbeiterfrage.** In gemeinschaftl. Darstellung. Von Dr. W. Rosenbergl. Für Mitglieder 30 kr. ö. W. Für Nichtmitglieder 50 kr. ö. W. Bei Francozusendung 5 kr. mehr.
- Die Gesundheitspflege des jüngeren Kindes.** Von Dr. G. Ritter v. Rittershain, Prof. der Medicin an der Universität Prag. 126 Seiten. Preis 50 kr. ö. W. Für Mitglieder 35 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 5 kr. mehr.
- Katechismus der Staatsverfassung Oesterreichs.** Siebente, vollständig umgearbeitete Auflage. Preis 20 kr. ö. W. Für Mitglieder 10 kr. ö. W.
- Das Kind des Arbeiters.** Ein Volksbuch über Erziehung. Von Fr. Ascher. Preis 25 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereins 15 kr. ö. W.
- „Ein Büchlein, wie es sich in jeder Bauern- und Bürgerstube finden sollte.“ „Natur.“
- Des Handwerks goldener Boden.** Von Dr. F. Stamm. Preis 25 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereins 15 kr. ö. W.
- „Das Büchlein enthält so viele beachtenswerthe Winke für den Gewerbsmann und Solche, die ihre Eöhne für den Handwerkerstand bestimmen, daß man ihm die weiteste Verbreitung wünschen muß.“ „Die Sociale Frage.“
- Die praktische Zucht der Forellen.** Von S. Meyer. Preis 25 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereins 15 kr. ö. W.
- Volks-Schulatlas** von H. Lange, in 32 Karten, Ausgabe für Oesterreich. Preis 36 kr. ö. W.

Für unsere deutschen Landwirthe!

Vor kurzem erschien:

Moostorf,

seine Gewinnung und Bedeutung für die Landwirthschaft
und die Städtereinigung.

Von Hans Schreiber,
Leiter der landwirthschaftlichen Winterschule in Staab.

Zweite verbesserte Auflage

des Vortrages Nr. 179 und 180.

Preis 35 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereines 20 kr. ö. W.

Sobald erschienen:

Leitfaden für Schweinezüchter.

Im Einvernehmen mit der Deutschen Section des Landesculturrathes
für das Königreich Böhmen

bearbeitet von

Josef Wozak,

landw. Wanderlehrer der Deutschen Section des Landesculturrathes für Böhmen.

Preis 35 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereines 20 kr. ö. W.

Von Mitgliedern*) des Vereines zu beziehen durch die Geschäftsleitung
(Weinberge, Halekagasse 48), von Nichtmitgliedern durch Fr. Hürpfers Buchhandlung
(R. Schoefl), Prag, Ferdinandstraße.

*) Satzungen:

§. 4. Die Mitglieder des Vereines sind: a) stiftende, b) ordentliche.

§. 5. Jedes ordentliche Mitglied hat einen Jahresbeitrag von mindestens 4 fl. zu entrichten. Das Vereinsjahr beginnt mit 1. Januar und endet mit letztem December.

Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen Beitrag von mindestens 25 fl. leistet.

Die Mitglieder des Vereines erhalten je ein Exemplar der alljährlich erscheinenden Nummern der Sammlung gemeinnütziger Vorträge (10-12 per Jahr) unentgeltlich und die sonstigen Publicationen zu den Selbstkostenpreisen.

1917.6346

Jänner 1900.

Nr. 256.

Sammlung Gemeinnütziger Vorträge.

Herausgegeben vom
Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse
in Prag.

Goethe als Naturforscher.

Von

Prof. Dr. Hans Molisch.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck nicht gestattet.

Preis 30 h. — (Für Mitglieder pro 1900 je 1 Exemplar unentgeltlich.)

Verlag des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag
(Weinberge, Halekagasse 48).

Commissionsverlag: Fr. Hürpfers Buch-, Kunsthandlung und Antiquariat (R. Schoefl,
Prag, Ferdinandstraße).